„Berliner Tageblatt“
erscheint täglich zweimal mit Ausnahme des Sonntags, an welchem es nur in einer Morgenausgabe ausgegeben wird. Man abonnirt außerhalb Berlins bei allen Post-Anstalten des deutschen Reiches, Oesterreich-Ungarns, der Schweiz, Italiens, Belgiens, Luxemburgs, der Niederlande (Holland), Dänemarks, Schwedens und Norwegens, Rußlands und der Donaustaaten; für alle übrigen Staaten ist der Bezug nur per Kreuzband durch die Expedition dieses Blattes möglich. In Berlin abonnirt man bei der Haupt-Expedition, Jerusalemerstraße 48/49; sowie deren Filialen: Friedrichstraße 66, Potsdamerstraße 59, Königstraße 56/57, Prinzenstraße 41, Alt-Moabit 138, Chausseestraße 16, Große Frankfurterstraße 106; ferner bei allen Stadtpostämtern und den Zeitungsspeditionen Berlins und der Vororte.
Chef-Redakteur: Arthur Levysohn in Berlin.

Abonnements-Preis
auf das „Berliner Tageblatt“ nebst „Handels-Zeitung“, sowie dem illustrirten Witzblatt „Ulk“, der traulich Montags-Ausgabe „Zeitgeist“, der „Technischen Rundschau“, dem Sonntagsblatt „Deutsche Lesehalle“ und den „Mittheilungen über Landwirthschaft, Gartenbau und Hauswirthschaft“ durch die Post bezogen vierteljährlich 5 Mark 25 Pf., Ausland agrl. Postaufschlag; bei directer Zusendung unter Kreuzband 14 M. pro Quartal (für Berlin bei täglich zweimaliger Zustellung vierteljährlich 6 M., monatlich 2 M.) — Inserate 4 Zeile 50 Pf. („General-Anzeiger“ 30 Pf.) werden in der Expedition Jerusalemerstraße 48/49, sowie deren Filialen: Friedrichstraße 66, Potsdamerstraße 59, Königstraße 56/57, Prinzenstraße 41, Alt-Moabit 138, Chausseestraße 16, Große Frankfurterstraße 106 angenommen.
Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Berliner Tageblatt.

mer 79. Berlin, Sonntag, den 13. Februar 1898. XXVII. Jahrgang.

Politische Wochenschau.

Von
Arthur Levysohn.

ugenblick lang stand, was sich selten genug ereignet, Reichstag im Mittelpunkt der europäischen Auf-t. Im Allgemeinen pflegt von der geringsten i im französischen oder englischen Parlamente mehr gemacht zu werden als von der lehrreichsten unserer Volksvertretung. Die öffentliche Meinung ch auch nur langsam an die veränderte Stellung en, die Deutschland als Reich im Rathe der Völker Aber Staatssekretär v. Bülow scheint ganz der e Widerstrebenden zu zwingen, uns jene Beachtung werden zu lassen, auf die wir gerechten Anspruch ürfen. Es ist bereits an dieser Stelle auseinander-orden, daß sich unsere auswärtige Politik in der Lage befand, trotz des innigen Wunsches, mit Auß-e Fühlung zu behalten, dem Zarenreich nicht auf en Wegen strikte Heeresfolge leisten zu können. Wir ht wie Frankreich in einem Allianzverhältniß zu ige Ueberzeugung auch da festzuhalten, wo das An-und sind infolge dessen darauf angewiesen, unsere uns herantritt, blindlings die eigene Meinung von chkeit oder Unmöglichkeit einer Forderung Rußlands eugung oder dem Willen unseres mächtigen Nach-erzuordnen.

olcher Fall trat ein, als von Rußland aus vertraulich didatur des Prinzen Georg von Griechenland für den des kretischen Generalgouverneurs angeregt wurde. natürlich, daß der Sultan sich gegen diesen Bewerber r Energie sträubte, die er aufzubringen im Stande das uns so eng verbundene Oesterreich-Ungarn war s der Ansicht, daß diese Kandidatur für den Balkan-die verhängnißvollsten Folgen zeitigen müsse, sich verwirklichen sollte. Deutschland nahm keine ablehnende Stellung ein — aber es fand sich nicht t, für den Prinzen Georg in jener Weise thatkräftig eiten, die man in Petersburg zu wünschen schien. e Pression auf Abdul Hamid, die man uns zumuthen waren wir nicht zu haben. Herr v. Bülow setzte in-iner Anfrage des Abgeordneten Richter im Reichstage aus einander, daß uns in Europa keinerlei Interessen sland trennen, daß in Asien unsere Interessen sogar laufen, während wir England gegenüber nur dessen gte Forderungen gelten ließen; aber „der Andere hörte aus nur das Nein!“

rdings erschien fast gleichzeitig eine Kundgebung des nzer Regierungsanzeigers, in der betont wurde, daß hts der Unmöglichkeit, eine Einigung der Großmächte e Person des Prinzen Georg zu erzielen, der Zar nicht ffen Kandidatur bestehe. Allein dieser anscheinende g des plötzlich an den Pocken erkrankten Grafen ojew ließ doch einen gewissen Mißmuth darüber er-, daß die russische Politik von Staaten im Stich gelassen n, mit denen das Zarenreich nach wie vor die „besten“ nungen unterhalte. Das Petersburger Kabinet nahm über dieser Lage dieselbe Stellung ein, die Zar nder III. nach der Wahl des Fürsten Ferdinand gegen arien eingehalten hatte. Damals ließ er einfach die rischen Angelegenheiten verlumpen, erklärte sich für uninteressirt an dem ferneren Ergehen des von ihm geschaffenen Fürstenthums und überließ es den ge-n panslavistischen Komitees, in jenem Lande die Schu-nach dem beleidigten „großen Väterchen“ wieder wach-en, ein Strategem, das nach geraumer Zeit so gut , daß Fürst Ferdinand schließlich genöthigt war, sich land mit gebundenen Händen auszuliefern.

in ähnlicher Weise, so scheint es wenigstens, möchte man die kretische Frage verlumpen lassen. In petto behält t an der Newa die Kandidatur des Prinzen Georg und llebrigen fest entschlossen, jeder anderweit auftauchenden didatur, mag sie auch die Zustimmung des Sultans der übrigen Mächte erlangt haben, die unüberwind-em Schwierigkeiten zu bereiten. Auf dem nicht mehr un-öhnlichen Wege der Elimination hofft man alsdann sich alle übrigen Versuche als unausführbar erwiesen en, auf den Ausgangspunkt zurückkommen zu können und der Geduld das zu erreichen, was man im Ungestüm des n Anlaufs nicht zu erringen vermochte.

Wir in Deutschland werden uns darauf gefaßt machen ssen, für unsere Zurückhaltung — denn eine wirkliche ption hat die deutsche Politik dem russischen Plane nicht ht — zur gegebenen Zeit eine Rechnung präsentirt zu tten, die wir in der einen oder anderen Weise zu be-chen haben werden. Aber wie man vielleicht berechtigt aus den Aeußerungen des Herrn v. Bülow zu schließen, d die Drähte, die uns mit England verbinden, durchaus ht völlig durchschnitten, trotz der bramarbasirenden Haltung es Theiles der Londoner Blätter, die, um ein Bismarckisches ort zu gebrauchen, neuerdings bereits „zurückgepfiffen“ rden sind. England hat in jüngster Zeit so viele emüthigungen einstecken müssen, daß seinen Staatsmännern Wahrheit des Goetheschen Rathes aufzudämmern beginnt: and wird nur von Hand gewaschen, wenn Du nehmen ist, so gieb!“ Wir haben England gegenüber Jahre lang s Bismarckische Rezept befolgt: „Wir laufen Niemandem ch!“ ein Rezept, das der erste Kanzler des deutschen Reiches nerzeit allerdings gegen Rußland angewendet wissen wollte.

Das hat uns nicht gehindert, später zu dem Zarenreiche in sehr erfreuliche freundnachbarliche Beziehungen zu gelangen, und es wird vielleicht, nachdem wir es auch gegen England so konsequent in Anwendung gebracht, in gegebener Frist auch jenseits des Kanals die gewünschte Wirkung zeitigen.

Wie dem auch sei. Rußland weiß, daß wir gegen seine Ausdehnungsabsichten keinerlei Art von Machteifersucht empfinden, daß wir es in seiner ostasiatischen Lebenssphäre nach Belieben gewähren lassen, und daß wir uns nur da eine Handlungsfreiheit nach eigenem Ermessen vorbehalten, wo wir fürchten müssen, die Interessen des europäischen Friedens, die uns am meisten am Herzen liegen, durch eine Abweichung von der uns vorgezeichneten Verhaltungslinie zu gefährden. Ob das alles von Herrn v. Bülow in dieser Weise gemeint worden ist, kann natürlich die unabhängige Presse nicht wissen, — Thatsache aber ist, daß in vielen Kreisen des deutschen Publikums die Auslassungen des Staatssekretärs eine Auslegung erfahren haben, wie sie hier wiederzugeben versucht worden ist. Rußland ist zur Stunde mit England auf chinesischem Boden in einen energischen politischen Wettbewerb getreten, dessen Ergebniß allerdings für beide Mächte bis zur Stunde ein negatives blieb. Die große chinesische Anleihe und mit ihr den maßgebenden Einfluß auf den Tsungli-Yamen in Peking hat keine der konkurrirenden Mächte davongetragen. Manches weist sogar darauf hin, daß eine Separatverständigung Chinas mit Japan vom Sohn des Himmels angestrebt wurde, da die im Mai bevorstehende Ratenzahlung der chinesischen Kriegsschuld an Japan überhaupt erst den Anlaß zu den Anleihebverhandlungen bot.

Hat China nicht nöthig, sich sofort Gelder für diese fälligen Zahlungen zu beschaffen, so entfällt auch die Nothwendigkeit, jetzt eine neue Anleihe in Europa aufzunehmen. Und wenn diese Anleihe schließlich doch noch zu Stande kommen sollte, so brennt doch den Chinesen alsdann nicht mehr so das Feuer unter den Nägeln, daß sie gezwungen wären, blindlings die Bedingungen zu unterschreiben, die ihnen vom Geldgeber, mag er nun in London oder Petersburg hausen, aufgezwungen werden sollen. In Peking denkt man ersichtlich wie am Goldenen Horn: „Zeit gewonnen, alles gewonnen!“ und unter diesem Gesichtswinkel müssen, so scheint es, alle Verhandlungen mit den vielbeknöpften Mandarinen aufgefaßt werden.

Aber während die diplomatische Welt sich mit der Lösung dieses chinesisch-englisch-russischen Problems beschäftigte, und gleichzeitig ein Preisausschreiben für die Ausfindigmachung einer geeigneten Persönlichkeit für das Generalgouvernement in Kreta veranstaltet wurde, blieb die Aufmerksamkeit der civilisirten Welt auf die Peripetien gebannt, die der Zola-Prozeß vor dem Pariser Schwurgericht den staunenden Zeitgenossen darbot. Unter anderen Umständen würde die Ermordung des Präsidenten Barrios von Guatemala oder die mit so großer Stimmenmehrheit erfolgte Wiederwahl des „Ohm“ Krüger zum Präsidenten der Transvaal-Republik oder endlich der neueste Zwischenfall zwischen Spanien und den Vereinigten Staaten — wo ein unglücklicher Zufall den Amerikanern einen Brief des spanischen Gesandten in Washington mit beleidigenden Aeußerungen über Präsident Mac Kinley in die Hände geschielt hatte, — unter anderen Umständen würden diese Sensationen hingereicht haben, um auch verwöhnte Gemüther in Athem zu erhalten.

Aber wie die Dinge heute liegen, nahm man von all diesen Vorkommnissen nur kurz Notiz, um mit desto gespannterem Interesse dem Schauspiel zu folgen, das sich vor der Pariser Jury abspielte. Auf welcher Seite die Sympathien des nicht französischen Publikums bei diesem juristischen Streitfall sich befanden, das ergab sich klar aus den Tausenden und aber Tausenden von Telegrammen und Adressen, die aus den verschiedensten Staaten an Zola gerichtet wurden, an Zola, der dem Auslande als der entschiedenste Vertreter aller jener ritterlichen Eigenschaften galt, die man bis dahin als eine Art Patrimonium des Franzosenvolkes anzusehen pflegte. Aber diese europäische Stimmung begegnete in Frankreich einer sehr fragwürdigen Aufnahme. Es war zu Paris jederzeit sehr leicht, eine Strömung im Volke wachzurufen, die es an dröhnenden und drohenden Kundgebungen nicht fehlen ließ, und die sich das Recht anmaßte, als die ausschlaggebende Volksstimme aufzutreten.

So war es im Juli des Jahres 1870, wo der größere Theil des französischen Volkes durch die bezahlten Demonstrationen der sogenannten „weißen Blousen“ in ein Kriegsfeuer hineingetrieben wurde, von dem es noch wenige Tage vorher sich meilenweit entfernt geglaubt. So ist es jetzt, wo heulende Massen den Justizpalast umtoben, um die Freilassung von Barrabas, das heißt in diesem Falle die Verurtheilung Emile Zolas zu fordern. Regierung, Gericht und vielleicht auch die Geschworenen stehen anscheinend unter dem Bann dieser von modernen Kleons geleiteten Straßenpolitiker, und die Leitung der Verhandlung durch den Präsidenten Delegorgue bietet so monströse Beispiele von Einseitigkeit, um nicht zu sagen von Justizverweigerung, daß die Vertheidigung Zolas durch seinen Anwalt Labori und das muthige Zeugniß des Obersten Picquart, der seine Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft furchtlos dabei aufs Spiel setzt, nur in um so goldigerem Glanze erscheinen. Der ganze Prozeß, der einen Theil des französischen Generalstabes in einem recht bedenklichen Lichte darstellt, erinnert in manchen Dingen an den famosen Halsbandprozeß, der dem Sturze des Königthumes der Bourbonen vor mehr als hundert Jahren so unheilverkündend vorherging.

Der Prozeß Zola.

Sechster Verhandlungstag.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

△ **Paris**, 12. Februar, 6 Uhr 30 Min.

An jedem Tage gewinnt die Zola-Partei jetzt Terrain. An jedem Tage kommt man der Revision des Dreyfus-Prozesses näher. Gestern war die Vernehmung des Colonels Picquart der große Trumpf, den Zola und seine Vertheidiger ausspielten. Heute waren es die Aussage des Maître Demange, des Vertheidigers Dreyfus, über das geheime Beweisstück und die machtvolle Rede Jaurès und nicht zum Mindesten das Erscheinen des merkwürdigen Schreibfachverständigen, Professors Bertillon, drei Atouts in ihrem Spiel.

Die Konfrontation Picquarts und Henrys.

Ueber den Beginn der Verhandlung habe ich (in der gestrigen Abendausgabe) berichtet. Oberst Picquart wurde mit dem Kommandanten Lauth und dem Colonel Henry konfrontirt. Die Vertheidiger wiesen zuerst nach, daß die Behauptung Lauths, Oberst Picquart habe ihn veranlassen wollen, auf das Stadttelegramm an Major Esterhazy eine Postmarke zu kleben, um die Authentizität des Dokuments zu verstärken, widersinnig sei, da die einzelnen Stücke dieses zerrissen aufgefundenen Stadttelegramms auf einem Bogen Papier zusammengeklebt waren, so daß die Postmarke auf dieses Papier hätte geklebt werden müssen.

Die Konfrontation des Obersten Picquart mit dem Oberst Henry bezog sich wieder auf die früheren Aussagen Henrys, er habe den Oberst Picquart mit dem Advokaten Leblois über die geheimen Aktenmappen gebeugt angetroffen.

Der Präsident fragt Picquart: Wie oft haben Sie Leblois in Ihrem Büreau empfangen?

Picquart: Das ist schwer zu sagen, vielleicht fünfzehnmal.

Präsident: Hatten Sie bei einem dieser Besuche von Leblois ein geheimes Schriftstück vor sich, d. h. das Schriftstück, auf dem sich die Worte befinden: „Diese Canaille von D.“?

Picquart: Durchaus nicht.

Hierauf wird Oberst Henry aufgerufen; derselbe hält seine früheren Behauptungen aufrecht, daß das Aktenstück auf dem Tische lag, und daß der Umschlag, in dem das fragliche Schriftstück sich befand, nach der Seite hin lag, wo Leblois saß.

General Gonse, der nun aufgerufen wird, erklärt, das Aktenstück habe sich in Unordnung befunden, als es ihm wieder zugestellt worden sei.

Major Lauth erklärt, **Leblois habe es übrigens vor dem Kriegsgericht schließlich zugestanden.** (Bewegung.) Man könne die Mitglieder des Kriegsgerichts vernehmen, die es bezeugen würden. (Lebhafte Bewegung und Aufmerksamkeit.)

Der Präsident fragt Leblois: Haben Sie das vor dem Kriegsgericht zugestanden? worauf Leblois laut und deutlich erwiedert:

Nein. (Sensation.) Ich habe festen Tones, und zwar aus Höflichkeit, zu Oberst Henry gesagt, ich wolle ihn nicht dementiren, wenn er aber bei seiner Erklärung beharren sollte, so sei es Sache Picquarts, sich über diesen Punkt auszulassen. Nun haben Sie aber vor dem Kriegsgericht von dem aus dem Umschlage genommenen Schriftstück nicht gesprochen.

Verzeihung, erwiedert Henry, ich versichere, es gesagt zu haben. Es handelt sich nicht darum, hier die Wahrheit zu verdrehen. (Bewegung.)

Der Vertheidiger Labori weist Henry nach, daß nach seiner jetzigen Aussage die Aktenmappe geschlossen gewesen sei, während in dem Rapport Ravarys heißt, Picquart und Leblois hätten in den Akten geblättert. Picquart und Henry messen während der Konfrontation einander mit wenig freundlichen Blicken. Sie sind beide gleich groß, aber welcher Unterschied in ihrer äußeren Erscheinung! Oberst Picquart mit gebräunten, energischen, aber feinen Zügen, diskinguirten Manieren, mit einer gewissen, zugleich sehr männlichen und doch wieder fast weiblich feinen Eleganz; Oberst Henry von plumper Figur, kurzem, starkem Hals, rundem Kopf, tief geröthetem, derbem Gesicht, sehr schwarzen, stechenden Augen und sehr schwarzem Schnurrbart.

Labori fragt: Befand sich der Rest des Aktenstückes in dem Umschlage?

Henry: Ohne Zweifel.

Labori: Dann ist also zwischen Ihren Worten und dem Berichte Ravarys ein Widerspruch.

Henry tritt auf Labori zu und sagt: Ich werde nicht dulden, Herr Advokat, daß Sie meine Zeugenaussage verdächtigen.

Oberst Picquart: Colonel Henry sagt, er habe die Photographie des Dokuments Canaille de D. auf meinem Tische gesehen. Die Photographie ist so verwischt und unklar, daß sie sehr schwer zu erkennen ist. Auf welche Distanz hat sich der Zeuge genähert?

Oberst Henry: Die Distanz habe ich nicht gemessen, übrigens haben nicht Alle gleiche Augen.

Oberst Picquart: Ich dementire Ihre Worte nochmals aufs Entschiedenste.

Henry: **Und ich, ich behaupte formell, daß Oberst Picquart gelogen hat.** (Zur Zuhörerraum Rufe: Oh! Oh!)

Oberst Picquart dreht sich brüsk zu Henry um, als wolle er ihn packen, dann sich besinnend sagt er: Ich bitte ums Wort.

Präsident: Sie sind nicht einig, das ist die ganze Geschichte. (Heiterkeit.)

Oberst Picquart: Ich bitte mir zu erlauben, eine Erklärung abzugeben. Meine Herren Geschworenen! Sie haben hier Männer

Hierzu für die Berliner Abonnenten „Deutsche Lesehalle“ Nr. 7.